

Die neueste Stadt der Erde.

Vor neun Jahren war Mount Morgans (Westaustralien) eine unbefamte öde Stätte in der australischen Wüste. Die nächste bedeutendere Stadt war nur durch wochen lange Reisen zu erreichen, und eine solche Reise war höchst gefährlich. Niemand zog ohne große Vorbereitungen dahin aus und die Gebeine vieler von denen, die zogen, und Sterne und Kompaß zu ihrem Führer nahmen, liegen noch im Buschwerk der Umgebung. Und heute ist Mount Morgans eine Stadt, in der man modernen Komfort kennt, und es ist stolz darauf, die „neueste Stadt der Erde“ zu sein, die wert ist, eine Stadt zu heißen. Ein eigenartiges Kulturbild von dieser aufblühenden Stadt des Erdteils, der jetzt erst stärker hervortritt, zeichnet ein englischer Korrespondent. Die Stadt zählt erst tausend Einwohner. Aber sie hat zwei Feuerwehren, eine Musikkapelle, Wasserleitung, elektrisches Licht, Telegraphen und eine wöchentliche Zeitung. Bald wird auch eine Eisenbahn in Betrieb sein; bis dahin muß man noch eine altmodische Kutsche mit Vierpänner nehmen, um an Ort und Stelle zu gelangen. Es gibt indessen schon drei Kirchen, die Anglikanische, die Wesleyanische und die Heilsarmee. Auch eine Anzahl Hotels. Die Straßen sind breit und gradlinig. Auf dem Berge ragen die Goldminenwerke hervor, auf die die Stadt angewiesen ist. Das Entstehen einer solchen Stadt ist interessant. Erst darf jedermann sein Zelt irgendwo aufschlagen, aber nach einiger Zeit mischt sich die Regierung ein. So erklärte also, als die Bevölkerung wuchs, der Regierungsbeamte, daß Mount Morgans zu einer Stadt gemacht werden würde, und daß die Erstgeborenen Staatsland abstecken und erwerben könnten. Es war ein allgemeiner Feiertag und alle Leute standen umher, mit einem Arm voll Absteckpflöcken und einem Hammer. In einem gegebenen Augenblicke wurde ein Signal gegeben und alle stürzten sich auf das Abstecken eines Anteils. Es gab in der folgenden Stunde viele Kämpfe, und es fand sich, daß die besten Anteile wohl zwanzigfach abgesteckt waren, wobei jeder zu beschwören bereit war, daß seine Plöcke zuerst gesteckt waren. Es lag

bei dem Beamten von Mount Margarets, das acht Meilen von dort liegt, die Entscheidung zu fällen. „Es muß noch einmal abgesteckt werden!“ erklärte er. Kann waren diese Worte gesprochen, als die ganze Versammlung fortstürzte. . . . So entstand die neue Stadt. Als die Leute reicher wurden, machten die Zelte Holzverschlägen Platz. Mount Morgans

das Pfund, besseres 2 Mark; diese Preise würden anderswo in Australien als Hungersnotpreise gelten. Niemand in der Stadt machte den Versuch, irgend welche Nutzpflanzen zu ziehen, denn während es Trinkwasser genug gibt, übersteigt der Gedanke an Wasser für den Ackerbau alle Vorstellung. Ein Mann hat einen Grundbesitz mit einem Brunnen und hat einen Weinberg und Garten darauf angelegt; die Leute kommen von weitem, um die wachsenden Pflanzen anzusehen. Vier kostete früher 1 Mark der Becher; die Bergarbeiter haben aber nach heftigem Streit den Preis auf fünfzig Pfennig herabgedrückt. Der Durst spielt in Mount Morgans eine sehr große Rolle, denn die Stadt liegt am Rande der großen Salzwüste. Der heiße rote Sand fließt überall umher. In den drei schlimmsten Sommermonaten, vom Dezember bis zum Februar, zeigte das Thermometer täglich über 100° F. im Schatten; an einem Weihnachtstage sogar 119° F. Die Ströme trocknen einfach durch Verdampfen aus. Im Sommer denkt kein Mensch, der bei Sinnen ist, daran, eine Meile vom festgesetzten Wege abzubiegen, ohne einen wohlversehenen Wassererschlauch in der Hand. Der große Wusch um die Stadt, der sich auf unabsehbare Meilen hin erstreckt, beeinflusst das ganze Leben und Denken. Erdschürfen passieren beständig durch die Straßen, große Kamelscharen werden einhergetrieben. Jede Mutter warnt ihre Kinder beständig, nicht in den Wäldern umherzutrotten, und erzählt schauerliche, nur allzuwahre Geschichten zur Bekräftigung. Bisweilen kommen Eingeborenenstämme in die Stadt um sich Nahrung zu erbetteln. Es ist wenig oder gar nichts von ihnen zu befürchten. Kein nachdenklicher Weise kann auf dieses häßliche heruntergekommene, erbärmliche Volk blicken, ohne Abscheu und Gewissensbisse bei dem Gedanken, was die Zivilisation ihnen gebracht. Die Wüste liegt jenseits — eine Wüste mit Dreizahn und Sand, mit hartem Stoppelgras, das die Hufe der Pferde zerschneidet und ein Vorwärtkommen fast unmöglich macht, mit Sand, der ausdörrt; eine Wüste ohne Obdach und Wasser . . . Und doch ist Mount Morgans eine Stadt von Visionen der Kultur und tapferen Leuten, die eine Zukunft hat.



Die Kindlein willen's . . . (Text Seite 23).

wuchs, während die Nachbarstadt Mount Margarets abnahm. Da wurde die ganze Stadt Margarets, Häuser und alles übrige nach dem neuen Ort übergeführt; denn ein Verschlag kann leicht auf Rädern von der Stelle gerückt werden. Vom Standpunkt der Hausfrau ist dies kein idealer Wohnort; jedes bißchen Nahrung muß vierhundert bis funfshundert Meilen mit der Bahn und mit der Post oder auf dem Kamelsrücken gebracht werden. Gewöhnliches Fleisch kostet dem auch 1,25 M.



Die Klugen und die Schlaun.

Roman von Arthur Zapp.

[Vortsetzung]

[Nachdruck verboten]

Grant rückte dem Feinde nach und versuchte wiederholt, ihn im Sturmangriff aus seiner Stellung zu werfen. Vergeblich! Noch besaß der Süden Widerstandskraft genug, um hier wie auch an anderen Punkten des Kriegsschauplatzes Siege zu erringen. Freilich, Hunger und Demoralisation vollendeten, was Wassergewalt nicht so schnell zu Ende bringen konnte. Als Richmond von aller Zufuhr abgeschnitten war, kam die Verzweiflung über die einst so tapferen Soldaten des Südens. Die Zahl der Deserteure, die teils sich in die Heimat gestreut, wuchs ins Ungeheure. Ganze Regimenter, ja ganze Brigaden warfen die Waffen fort und liefen davon.

Grant suchte nicht nur mit Hieb- und Säufswaffen, er suchte auch mit der Schlaueit und der kühlen Berechnung des listigen Yankee. Auf seine Anordnung wurden Tausende von Plakaten gedruckt, die er an Papierdrachen befestigen und bei den Vorposten aufsteigen ließ. An die Schwänze dieser Drachen wurden Schwärmer angebracht. Wenn die Drachen nun über den feindlichen Pickets standen, wurden die Schwärmer angebrannt und die Drachen mit den an ihnen befestigten Plakaten fielen in die koudbrierte Vorpostenstellung. Die Plakate enthielten lockende Versprechungen für die Soldaten der Südstaaten. Es wurde jedem Ueberläufer freie Reise nach irgend einem Orte der Vereinigten Staaten zugesagt, ferner sollte allen denen, die Waffen, Pferde und Munition mitbrächten, diese Gegenstände zum Armeepreise abgekauft werden. Ueberdies erbot sich die Unionsregierung, den Deserteuren Arbeiten in den Regierungserkstätten anzuweisen.

Im Frühjahr 1865 ergab sich Richmond. Der Rest der Armee scharte sich um den geliebten General Lee, der südwestlich von Richmond bei Appomatox Court House zum letztenmal eine Stellung einnahm. Aber noch bevor es zum Kampfe kam, sah der Führer dieser letzten Trümmer der einst so siegreichen Armee ein, daß jeder weitere Widerstand nur ein nutzloses Blutvergießen bedeuten würde. Lee kapitulierte mit allen seinen Truppen.

Am 16. April 1865 wurde nach vierjährigen, erbitterten, hartnäckigen Kämpfen der Bürgerkrieg zwischen Nord und Süd beendet und der Friede geschlossen.

Und jedes Heer mit Sing und Sang
Und Paukenschlag mit Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Weisern,
Zog heim zu seinen Häusern.
Und überall, allüberall,
Auf Wegen und auf Stegen
Zog Alt und Jung den Jubelschall
Der Kameraden entgegen!

Diese Verse des deutschen Dichters, die der junge Amerikaner vor Jahren durch seinen deutschen Freund und Lehrer kennen gelernt hatte, zogen Harry Bradley durch die Seele, als der Eisenbahnzug, der ihn und seine Kameraden vom De-Kalb-Regiment nach der Heimat führte, in Grand Central-Depot zu New-York einlief.

Eine dicht gedrängte Menschenmenge füllte Bahnsteig und Straße, als das tapfere deutsche Regiment aus dem Feldzuge, der vier lange Jahre gedauert hatte, endlich heimkehrte. Für die nächsten Minuten waren alle Banke der Ordnung und Disziplin gelöst, jeder Soldat und jeder Offizier stürzte den Seinen entgegen, und die gewölbten Hallen des Bahnhofes tönten von lauten Freudenrufen wieder. Viele freilich waren zu benegt, um ihr Entzücken anders als durch strahlende Mienen und halberstickte unartikulirte Laute kundzugeben. In manches harten, grabartigen Kriegers Auge schimmerte die Träne der Rührung, und nicht nur bei schwachen Frauen und Kindern machte sich die tiefe Gemütsbewegung in einem kramphhaften Aufschluchzen Luft.

Margarets Herz hämmerte so heftig unter den Schauern selbiger Erwartung, daß sie halb ohnmächtig war, als es Harry endlich gelang, sich zu ihr hindurch zu drängen und sie in seine Arme zu ziehen. Aber unter seinen Küssen fehrten ihr rasch

das volle Bewußtsein ihres Glückes wieder. Erst dranken am Portal, wo Mr. Bradley und Carrie Sohn und Bruder erwarteten, kam ein Mißton in die Freude des Wiedersehens. Carrie war freilich liebenswürdig und herzlich wie immer, aber Mr. Bradley lästete vor der Schwiegertochter nur förmlich seinen Hut, während sie sich im Rausch ihres Entzückens an liebsten an seine Brust geworfen und mit ihm Frieden gemacht hätte.

So mußte sie es förmlich als eine Erlösung begrüßen, als jetzt der Ruf: „Antreten!“ erscholl und Harry sich für eine kurze Frist verabschiedete.

Ein winziges Häuflein von Soldaten war es, das sich zum feierlichen Einmarsch in die Stadt rangierte. Nur acht Offiziere und hundertachtzig Mann hatte der Krieg vom De-Kalb-Regiment übrig gelassen. Die anderen ruhten in den Massengräbern auf den Schlachtfeldern von Bull Run, Groß Keys und Kettysburg oder sie waren schon früher durch Krankheit und schwere Verwundung für den Kriegsdienst untauglich geworden. Von den Letzteren schlossen sich jetzt auf dem Bahnhof, unterwegs auf der Straße Hunderte den einrückenden Kameraden an, Stelzfüße, Einarmige und andere Veteranen, denen der blutige Krieg ein unauslöschbares Erinnerungszeichen mit in die Heimat gegeben hatte. Unter feierlichem Glockengeläut, undrauf von begeisterten Hurras und „Cheers“, setzte sich das Regiment in Bewegung; neben dem völlig unverföhrt heintehrenden Deserteurer Albert, der inzwischen zum Kommandeur und Obersten des De-Kalb-Regiments aufgerückt war, humpelte Herr von Galis, der es sich nicht hatte nehmen lassen, sein altes Regiment zu begrüßen.

Hell aufleuchtende Begeisterung bei der die Gängewege zu beiden Seiten der Straße dicht füllenden Menge erregte jedesmal der Anblick der beiden Fahnen des Regiments, deren Aussehen ein herbes Zeugnis ablegte von den Gefahren, die die tapferen Soldaten bestanden hatten. Messingringe hielten die Stangen zusammen, die an mehreren Stellen von feindlichen Kugeln durchbohrt worden waren. Von dem Fahnenstuch waren nur ein paar armelige Fetzen übrig.

Vor City-Hall machte das Regiment Halt, um in den festlich geschmückten Sälen des Rathhauses ein festes gemeinsames Mittagmahl einzunehmen. Dann fand die Ausmusterung statt und meined legten die Soldaten die Waffen nieder, die sie durch die Gefahren von vier Jahren mit Ruhm und Ehren getragen hatten. Zum Schluß noch ein donnerndes Hoch auf die Union, ein letzter Händedruck, und die Kameraden schieden von einander. Kein Wunder, daß manchem dabei die Träne über die gebräunte Wange rann, hatte man doch jahrelang Schulter an Schulter gestanden, sich aneinander gewöhnt, und hatte man doch so manche Not und so manche Gefahr in treuer Kameradschaft miteinander getragen.

Endlich konnte Harry Bradley dem Drange seines Herzens folgen und zu seinem geliebten Weibchen eilen, das mit offenen Armen seiner harrete.

Zur selben Zeit saß Carrie Bradley in ihrem Zimmer, in das sie sich eingeriegelt hatte, um ungestört ihren Tränen freien Lauf lassen zu können. Ihr Herz war mit Schmerz und Trauer erfüllt. Nun war keine Hoffnung mehr, nie mehr würde sie ihn wiedersehen, den heimlich Geliebten: Dietrich Henning.

„Was hast Du nur, Kind?“ fragte Harry Bradley an einem der nächsten Tage seine junge Frau. „Freust Du Dich denn nicht, daß ich wieder da bin?“

„Ach Harry!“
Margaret warf sich ihrem jungen Gatten ungestüm an die Brust und ihre Küsse gaben eine herbede Antwort auf seine Frage.

„Aber warum siehst Du mich denn oft so eigen an?“ forschte er erstaunt. „Warum seufzest Du, warum wuschelst Du Dir verlosthen die Augen, wenn Du glaubst, daß ich es nicht sehe?“

„Weil — ach Harry!“ Die junge Frau, die sich nicht länger beherrschen konnte, brach in heftige Tränen aus. „Es macht mich so furchtbar unglücklich, daß Dein Vater uns noch immer zürnt.“

Aber Harry lächelte und sagte tröstend: „Darum laß Dir nun kein graues Haar wachsen, Lieb! Wenn

er genug gebremst hat, wird er schon wieder gut werden. Was bleibt ihm denn weiter übrig?“

„Nein, nein! Er wird mir niemals verzeihen, ganz gewiß nicht.“

„So!“ Harry betrachtete die Weinende erstaunt. „Hat er Dir das selbst gesagt?“

Margaret blickte befangen, schweigend zu Boden, Frau Leiphold aber, die zugegen war, nahm statt ihrer das Wort.

„Ihr Vater nicht,“ erklärte sie, „aber Mr. Cunningham hats uns gesagt. O wüßten Sie nur, welchen Vorschlag er Margaret gemacht hat!“

„Einen Vorschlag?“ fragte Harry beunruhigt. „So erklären Sie mir doch!“

Frau Leiphold ließ sich nicht lange bitten. Im Gegenteil, die Entrüstung war noch so stark in ihr, daß sie die Gelegenheit, ihr einmal ordentlich Luft zu machen, gern wahrnahm.

Harry Bradley hörte mit Befremden, in mehr und mehr wachsender Erregung zu. Ein finsterner Schatten senkte sich auf seine jugendfrischen, freundlichen Züge; Falten gruben sich in die glatte Stirn und schließlich gab er seiner tiefen innern Bewegung Ausdruck, indem er Margaret ungestüm an seine Brust drückte und innig zu ihr sagte: „Niemand soll uns trennen, niemand, auch mein Vater nicht! Du und ich, wir sind eins für immer! Und Deine Mutter hatte ganz recht, dem unverfämten Cunningham die Tür zu weisen. Und nun will ich zu meinem Vater, und mit ihm sprechen.“

Mr. Bradley befand sich in seinem Privatzimmer in Gesellschaft Mr. Cunninghams, als Harry in dem großen Geschäftshause an Broadway anlangte. Der zornige, verächtliche Blick, mit dem der junge Mann den freundlichen Gruß des Prokuristen erwiderte, bewies deutlich, in welcher Angelegenheit er kam, und so hielt Joshua Cunningham es fürs Geratenste, unter dem Vorwande, daß er im Konstruktionsaal zu tun habe, sich schleunigst zu entfernen.

„Nun, mein Junge,“ begrüßte Mr. Bradley seinen Sohn jovial, „kommst Du, um Deinen Platz im Kontor unserer Firma wieder einzunehmen? Recht so! Wir sind nicht müßig gewesen, während Du im Kriege warst. Du wirst Dein Wunder sehen.“

Der Kaufmann rieb sich schmunzelnd die Hände. „Weißt Du, was mir allein meine geniale Baummollspekulation eingetragen hat? Eine runde Million, mein Junge, eine runde Million!“

Aber Harry machte keine Miene, seinen Vater zu beglückwünschen und dem kaufmännischen Genie desselben die gebührende Bewunderung zu zollen. Mit finstler gerunzeltem Gesicht stand er mitten in der Stube, sein Atem ging schwer.

„Ich möchte mit Dir zunächst etwas Privates besprechen, Papa,“ sagte er ernst.

Mr. Bradley stuzte und faste seinen Sohn aufmerksam ins Auge.

„So!“ erwiderte er gebohnt, während sein eben noch lächelndes Gesicht ebenfalls einen ersten Ausbruch annahm. „Gut! Setze Dich! Auch ich möchte mit Dir ein paar Worte reden in bezug auf . . .“

Der Rest verlor sich in ein unverständliches Murren. Er wies mit der Hand nach dem Sessel, von dem Mr. Cunningham sich kurz zuvor erhoben hatte.

Doch in dem ungestüm empfindenden Manne war die Bewegung zu heftig, als daß er der Einladung seines Vaters Folge zu leisten vermocht hätte. Er näherte sich vielmehr mit heftigen Schritten dem alten Herrn, der sich auf seinem Schreibtischessel herumgedreht hatte, legte ihm mit einer kindlich respektvollen, beschwörenden Geste seine Hand auf die Schulter und fragte mit gespannter Miene an dem Gesicht seines Vaters hängend: „Sage mir, Papa, geschah es auf Deine Veranlassung, daß Cunningham meiner Frau den Vorschlag machte, sie möchte sich von mir, von ihrem Manne trennen?“

Bradley sah eine Weile seinem Sohne stumm in das erbigte Antlitz; dann faste er sanft die auf seiner Schulter ruhende Hand, nahm sie zwischen die seinen und drückte sie beschwichtigend.

„Ja, mein Junge,“ antwortete er zugleich, „das tat ich in Deinem, in Eurem, in unfer aller Interesse.“

Eine brennende Röte ergoß sich in das Gesicht des jungen Mannes; mit heftigem Ruck zog er seine Hand zurück und trat ein paar Schritte von seinem Vater hinweg. Seine Miene zuckte schmerzlich, während er erschüttert, tief ergriffen stammelte: „O Papa, das — das hättest Du nicht tun sollen! Du wußtest, wie — wie sehr ich Margaret liebe und wie tief Du mich damit verletzest.“

Er legte seine Rechte gegen die feuchtschimmernden Augen; seine Brust hob sich mächtig unter den tiefen röchelnden Atemzügen.

Mr. Bradley erhob sich von seinem Sitz und folgte seinem Sohne nach. Er schlang seinen einen Arm um die Schulter des jungen Mannes und seine Stimme nahm einen weichen, zitternden Ton an, wie Harry ihn noch nie von seinem Vater vernommen hatte.

„Mein lieber Harry,“ sagte der alte Herr, „Du wirst es überwinden, glaube es mir, und wirst es mir noch selbst einmal danken, daß ich Dich zur Vernunft gerufen habe. Es ist Zeit, daß Du über diese romantische Episode Deines jungen Lebens endlich hinwegkommst. Später wirst Du selbst einsehen, daß Du voreilig, unbedacht gehandelt hast, als Du einer verliebten Laune die ganze Zukunft opfern wolltest.“

Harry Bradley zuckte heftig zusammen. Seine Hand sank von den Augen.

„Du irrst,“ stieß er ungestüm hervor. „Es ist keine Laune von mir. Ich liebe Margaret, ich liebe sie heute noch ebenso tief und aufrichtig wie damals, als ich mich in Washington ihr antrauen ließ.“

Der alte Herr nahte grimmig mit seinen Zähnen an der Unterlippe. Wenn er auch einen so trotzigem Widerstand bei Harry nicht erwartet hatte, so hatte er doch auch für diesen Fall seinen festen Entschluß gefaßt, den er jetzt in scharfem, harten Ton kundgab: „Ich ziehe meine Hand von Dir ab. Ich überlasse Dich Deinem Schicksal. Ein Sohn, der wie Du rücksichtslos meine langjährigen Lieblingspläne kreuzt, der sich gegen alle meine gutgemeinten Vernunftgründe und gültigen Vorstellungen widersetzt und halstarrig erweist und in einer wichtigen Lebensfrage gegen meinen ausdrücklichen Wunsch und Willen handelt, der erstickt für mich nicht mehr. Ich verbiete Dir, je wieder die Schwelle meines Hauses oder meines Geschäftes zu betreten, bis Du mir erklärst, daß Du Dich von jenem Weibe, das ich ver...“

„Papa!“

Die beiden Männer standen einander dicht gegenüber, beide in Haltung und Miene dieselbe eiserne Entschlossenheit und denselben wütenden Grimm vertratend, von denen sie in diesem Augenblick im tiefsten Innern beherrscht wurden. Sie sahen sich an mit sprühenden Augen, mit zornig wüthenden Gesichtern. Harry hatte seine Hände fest geballt; jeder Nerv, jede Faser in ihm zuckte vor zorniger Erregung. „Gut!“ rief er seinem Vater zu. „Ich gehe. Du sollst mich nicht wiedersehen, bis Du mich selbst ruffst. Du hast mich tief in meinen heiligsten Gefühlen gekränkt, indem Du die Frau, die mir lieb und teuer ist, wie sonst nichts in der Welt, geschmäht hast und mit Verachtung behandelst. Ich habe keinen Vater mehr.“

Er drehte sich mit entschlossenem Ruck um und schritt zur Tür. Vor der Schwelle zauderte er noch einen Augenblick, als erwarte er ein entgegenkommendes, zurückhaltendes Wort. Aber als nur das zornige Fauchen des Alten an sein Ohr drang, riß er ungestüm die Tür auf und verschwand.

* * *

Endlich öffneten sich Dietrich Henning die Tore seines Gefängnisses. Der Frieden brachte ihm die Erlösung von der Gefangenschaft. Freilich, schwach und elend trat er in die Freiheit hinaus. Dennoch pulsierte eine ungestüme Lust zu leben in ihm und sein Herz frohlodete. Mehr als zwei Jahre war sein Leben ein trostloses, eintöniges Vegetieren gewesen, nun lagen wieder alle Genüsse der Freiheit vor ihm, nun hatte er wieder das Recht der freien Bewegung, nun war er wieder Herr über sich und konnte über seine Zeit und Kräfte frei verfügen.

Doch hier und da verspürte er mitten in dem Freudenrausch ein schmerzliches Zucken in seinem Innern, und das froh erhobene Haupt sank mühsam auf seine Brust herab bei dem Gedanken an die Heimat.

Seit länger als zwei Jahren war er ohne alle Verbindung mit den Freunden auf dem Kriegsschauplatz und daheim. Wohl hatte er im Anfange seiner Gefangenschaft wiederholt Briefe an Mr. Bradley und an Carrie geschrieben und dieselben seinem Gefangenwärter zur weiteren Besorgung übergeben. Aber da er nie eine Antwort erhielt, mußte er annehmen, daß keiner seiner Briefe je an seine Adresse gelangt war.

Und nun war es nicht mehr nötig zu schreiben, nun wollte er ohne Aufenthalt nach dem Norden eilen, um in eigener Person allen denen, die ihm noch Interesse und Freundschaft bewahrten, Nachricht von sich zu geben.

Die Verkehrsverhältnisse lagen kurz nach dem Kriege vielfach im Argen; Dietrich Henning hielt es für das Beste, die kurze Reise bis nach Atlanta, der Hauptstadt Georgias, zu Pferde zurückzulegen. Es war eine schön, fruchtbare Gegend, durch die er kam. Vor ihm erstreckten sich große Tabak- und Baumwollpflanzungen, die von fröhlich singenden Negern, denen der Krieg die freie Selbstbestimmung, die Menschenwürde verliehen, bestellt wurden. Dann kamen rauhere, weniger fruchtbare Landstrichen, auf denen sich bunte Nabelholzplantagen erhoben. Stundenlang mußte der Reisende reiten, ehe er ein Städtchen oder eine kleine Ansiedlung erreichte, die ihm die Möglichkeit bot, seinen Hunger zu stillen. Daß der Friedensschluß Haß und Erbitterung gegen den Norden noch nicht aus dem Herzen der Bewohner der ehemals konföderierten Staaten vertilgt hatte, mußte er mehr als einmal zu seinem Schaden empfinden.

Finsternen Blicken, halbtauten zornigen Vermuthungen begegnete er allenthalben, sobald man an seiner Aussprache oder an sonstigen untrüglichen Wahrzeichen seine Zugehörigkeit zum Norden erkannt hatte. Nur widerwillig gab man ihm für schweres Geld die gewünschten Lebensmittel, ja, es kam vor, daß man sie ihm unter leeren Ausflüchten überhaupt verweigerte. (Fortsetzung folgt.)

Die Auffindung eines spanischen Silberschiffes.

Nach jahrelangem Suchen ist das Wrack eines spanischen Schatzschiffes, das im Jahre 1835 in der Nähe von Miami an der Küste von Florida auf Grund geraten ist, endlich entdeckt worden, und ein Gerichtsmarschall ist eingesetzt, das alte Schiff aus dem Sande zu graben. Die Geschichte dieses Schiffes ist ein ganzer Roman. Wie die alten Einwohner erzählen, entkam nur ein Neger, der Matrose war, als das Schiff zu Grunde ging. Er fuhr bald nach dem Ereignis nach New-York und teilte das Geheimnis des Schatzschiffes später einem Matrosen mit, der als „Onkel Neb Pent“ bekannt und mit dem Meere bei Florida vertraut war. Leider konnte dieser keine Expedition zur Auffindung des Schatzes organisieren; er trat übermäßig und verriet nur im Kaufsch alle Tatsachen über das Schatzschiff. Wenn er nüchtern war, und seine Gefährten die Wahrheit feststellen wollten, sagte er nichts, so daß sie die Geschichte für einen Roman hielten. Wenn Onkel Neb Pent aber nicht berauscht war, fuhr er auf die See und durchsuchte die Küste nach dem im Sand vergrabenen Schatzschiff. Im Jahre 1859 stellte er die Lage eines Wracks fest, das seiner Meinung nach der Beschreibung des überlebenden Negers entsprach. Bei näherer Prüfung fand er mehrere Barren oder Ingots, die er nur für Blei hielt; er lud sie auf sein Boot und machte sich damit nach Key-West auf, wo er viel Geld und manchen guten Trunk dafür bekam. Der Käufer dieses „bleiballastens“ entdeckte bald dessen wahren Charakter und suchte zu erfahren, von wo der Schatz kam; aber „Onkel Neb Pent“ war nach Süden fortgejagt.

Dann kam der Bürgerkrieg, und Onkel Neb fand nicht Zeit, sich nach dem alten Wrack umzusehen. Nach Beendigung des Krieges hatten Stürme das Wrack so zerstückt oder mit Sand bedeckt, daß keine Spur mehr gefunden werden konnte.

Der Bericht von dem Schatzfund hatte indessen einen New-Yorker Bürger so begierig gemacht, daß er eine Gesellschaft zur Nachforschung ausrichtete und Tausende von Dollars dafür verausgabte. Als seine Mittel erschöpft waren, kaufte er eine Bestimmung in der Nähe und fuhr nach jedem Sturm die Küste auf und ab, in der Hoffnung, eine Spur zu finden. Die Suche wurde noch von verschiedenen Gesellschaften wieder aufgenommen und während fast eines halben Jahrhunderts weiter geführt. An der Küste sah man zahlreiche Galen und zurückgelassene Geräte der Männer, die vergeblich die kostbare Ladung gesucht hatten. Das alles trug natürlich dazu bei, immer wieder andere Leute anzulocken, die Sache aufzunehmen. Einige kamen mit langen spitzen Eisenstangen, mit denen sie den Sand aufwühlten. Kürzlich stieß man nur über zwanzig englische Meilen von Miami entfernt auf einen Gegenstand, der augenscheinlich von Holz war. Der Sand wurde weggeschaufelt, und man kam schließlich in der Tat auf ein Schiffswrack. Das Schiff wurde verzeichnet, und eine Anzahl Leute begannen die Ausgrabung. Das Schiff hatte dazu gedient, Schätze von Mexiko nach Europa zu befördern; die Schiffe, die für ungemünztes Edelmetall bestimmt waren, waren sehr stark gebaut, mit einer Reihe von Rippen und Baden von schwerem, eisenschlagenen Eichenholz an jeder Seite, die an das Schiff selbst befestigt und vernietet waren; sie konnten nicht entfernt werden, ohne daß man das Schiff selbst zerstörte. In diese Kästen war die kostbare Ladung gleichmäßig verteilt. Während der letzten Suche wurden von den Arbeitern Saugpumpen zum Entfernen des Sandes benutzt. Man bohrte mit großen Bohrern längs der einen Seite des Schiffes und fand Kästen und Schätze unberührt; dies zeigte sich darin, daß eine Menge abgegräbtes Silber mit den Bohrspänen vermischt war. Die Prüfung ergab 90 proz. Silber. Das Schiff scheint etwa 100 Fuß lang zu sein. Es liegt mit dem Vorderteil mehrere Fuß unter der Oberfläche, mit dem Hinterteil tiefer. Ein eiserner Kastenbau wird um den Schiffsrumpf gebaut und dann das Schiff ausgepumpt, um die Silberladung zu erreichen. Alles das erfordert natürlich viel Arbeit und Zeit. Den genauen Wert der Barren, der vielleicht Millionen beträgt, kennt noch niemand.

Der kleine Schullehrer.

Aus dem Russischen von Paul Müller.

Im Café Davidoff in Kerkau saß ein junger, schwächlicher Mann von durchaus nicht imponierender Figur, rauchte sein Pfeifchen Tabak und las Zeitungen. Velleidet war der Jüngling mit einem schwarzen Anzuge, nur das Oberhemd, der Kragen, die Krawatte und das Tabakspfeifchen von Gips waren von weißer Farbe. Bald darauf trat Major Lubanoff ein, ein bekannter Händler, dem es paßte, mit jedem anzubandeln, und dem deshalb jedermann gern aus dem Wege ging. In Begleitung des Majors besaßen sich noch eine Anzahl Offiziere. Der Major war bei guter Laune. Raum hatte er den Fremden erblickt, als er auch schon hinter dem Stuhle desselben stand und seine Aufmerksamkeit zu erregen versuchte. Als ihm dies nicht gelang, löschte er wie zufällig das dem Fremden zunächst stehende Licht aus. Dieser beachtete diese Ungezogenheit kaum, zündete das Licht wieder an und las seelenruhig weiter.

„Guten Abend, mein kleiner Herr Schullehrer“, spottete der Major, indem er anscheinend dem Fremden die Hand zum Gruße reichen wollte.

Bei dieser Bewegung ging er aber mit Absicht so ungeschickt vor, daß er an die Tabakspitze des Fremden stieß.

Diese fiel zur Erde und zerplitterte in tausend Stückchen. Der Fremde zog eine andere Pfeife aus

der Tasche, stopfte sie, zündete den Tabak an und —
las weiter.

Die Offiziere lachten laut auf, der Major sprach
laut über den „ergöglichen Schullehrer“ und ging
dann in den Salon, wo er sich mit seinen Kameraden
zum Kartenspiel niederlegte.

Eine Zeitlang blickte der Fremde unentwegt in
seine Zeitung, rauchte seine Pfeife unbeirrt weiter und
trank seinen Thee.

Schließlich aber konnte er den Aerger nicht mehr
unterdrücken, der infolge des Spottes des Majors in
ihm kochte. Er stand auf, ging in das anstoßende
Zimmer, in dem der Major Karten spielte, pflanzte
sich vor ihm auf, erfaßte einen seiner Uniformknöpfe
und erklärte:

„Mein Herr, morgen in aller Frühe werden wir
uns schießen.“

„Gut, gut“, erwiderte der Major lachend, „ver-
gessen Sie nur nicht, mein kleiner Schullehrer, das
A-B-C-Buch mitzubringen.“

„Darüber brauchen Sie sich keinen Kummer zu
machen“, entgegnete der Fremde in gebrochenem Russisch.
„Sie können sich schon mit mir schießen, ich bin voll-
kommen satisfaktionsfähig. Hier ist meine Karte, ich
bin Kapitän der französischen Marine.“

„Also morgen früh sechs Uhr im Wäldchen am
Bache!“

Damit verließ er das Café, die
Herren in großer Bestürzung zurück-
lassen.

Nur der Major war noch lustig,
er riß weidlich Witze über den
„komischen Kauz“, den er für einen
Schulmeister gehalten hatte und der
sich nun als ein Seefahrer entpuppte.
Schließlich aber verflummte auch er
— es überließ ihn ein unheimliches
Gefühl. Der Blick des Fremden hatte
ihm von Anfang an nicht gefallen,
er wurde nervös und machte während
des Spieles Fehler über Fehler.

Am anderen Morgen um sechs
Uhr fand sich der Major und mit ihm
die ganze Gesellschaft vom Abend zu-
vor an der bezeichneten Stelle ein, wo
der Kapitän, angetan mit seiner Parade-
Uniform, in Begleitung eines Dieners
bereits wartete. Die Ankommenen
begrißten den Fremden mit ausge-
sühter Höflichkeit.

Die Begleiter des Majors hatten
bemerkt, daß der Franzose keinen
Sekundanten hatte, weshalb sich einer
von ihnen dem Kapitän als Unter-
stützung anbot.

„Ich danke Ihnen, mein Herr“, lehnte der Kapitän
ab, „ich brauche keinen Sekundanten. Hier, mein
Diener weiß, was er zu tun hat, wenn ich falle. Sie
alle sind Offiziere einer Armee, die wir hochachten,
und aus diesem Grunde hoffe ich, daß Sie nicht
zulassen werden, daß mir eine Kränkung widerfahre.
Herr Major, sollten Sie keine Pistolen haben, so
können Sie sich aus meinem Pistolenkasten damit
versehen; meine Waffen sind vorzüglich, sie besitzen
einen ansehnlichen Wert.“

Er rief seinen Diener herbei, der ein Kästchen
von meisterhafter Arbeit brachte, das innen mit
Sammet ausgelegt war und in dem vier kostbare
Pistolen lagen. Der Major dankte, indem er sich
damit entschuldigte, daß er auf seine Pistolen einge-
schossen sei.

Der Major war ungewöhnlich ernst, er befand sich
in fast feierlicher Stimmung. So hatte ihn bisher
noch keiner gesehen. Die Ursache war das Verhalten
des Kapitäns, auf dessen ruhigem, unbeweglichem
Gesicht der Major sein Todesurteil las.

Die Pistolen wurden geladen, und fünfzehn
Schritte Distanz abgemessen. Die Gegner nahmen
ihren Standort ein.

„Herr Kapitän“, erklärte der Sekundant des
Majors, „Sie sind der Beleidigte, also gebührt Ihnen
der erste Schuß.“

Der Kapitän zielte sorgfältig. Grabesstille herrschte.

Der Major war erbläßt. Da plötzlich senkte der
Kapitän die Pistole.

„Da es Ihnen, Herr Major“, meinte er sehr ernst,
„doch nicht vergönnt sein wird, zu schießen, sobald
ich den ersten Schuß habe, trete ich dieses Vorrecht
an Sie ab.“

„Mein Herr“, entgegnete der Sekundant des
Majors, „Sie scheinen Ihrer Sache ganz sicher zu
sein. Es ist sehr edelmütig von Ihnen, daß Sie auf
den ersten Schuß verzichten. Aber weder ich, noch
wir Alle können auf diesen Vorschlag eingehen. Sie
sind hier ganz allein ohne Sekundanten, und haben
sich unter unsere Obhut gestellt. Deshalb dürfen wir
unter keinen Umständen die Normen verletzen, welche
unsere Ehrengesetze uns vorschreiben. Schießen Sie
daher zuerst, mein Herr!“

„Es scheint nicht mir, daß ich meiner Sache sicher
bin“, erklärte der Kapitän, „sondern ich bin es auch.
Ich bin kein Prahlhans; meine Pistolen sind zielsicher
— Sie können sich davon überzeugen, meine Herren.
Zules“, so wandte er sich in französischer Sprache
an seinen Diener, „wirf irgend etwas in die Höhe.“
Der Diener suchte in seiner Zuckertasche, und
brachte endlich eine Pflaume zu Tage.

„Das genügt“, rief der Kapitän, „wirf sie in die
Luft, aber recht hoch!“

Der Sekundant widersprach nun nicht mehr länger,
als der Major seine Pistole zum zweitenmal laden
ließ. Jetzt sollte er den zweiten Schuß für alle ab-
feuern, denn wenn dies kalte Zehlfuß von Menschen
von diesem Schusse nicht niedergebretet wird, würde
er sie alleamt wie Spagen niedertreten. Diese
Ueberzeugung hatte sich bereits jedem der Anwesenden
mit Gewißheit aufgedrängt.

Der Major senkte den Lauf, nahm sein Ziel besser
dunkel vor den Augen, sein Gegner blickte ihn mit
eisiger Ruhe an.

„Gestern meinte er mit seinem Lächeln, „war ich
für Sie der kleine Schulmeister, heute muß ich zu
meinem Erstaunen wahrnehmen, daß ich Ihnen noch
viel lehren kann. Herr Major, Sie halten zu hoch,
so werden Sie Ihr Ziel niemals treffen!“

Der Major senkte den Lauf, nahm sein Ziel besser,
drückte ab und — fehlte wiederum. Banges Ent-
setzen überkam die Anwesenden.

Nun zielte der Kapitän, aber nach einem Augen-
blick senkte er die Pistole.

„Herr Major“, sagte er höflich, aber entschieden,
„Sie sind ein feiger Renommist. Ich habe mich
gestern Abend über Sie erkundigt, und alle haben
mir die Auskunft. Nach zwei Minuten haben Sie
mit dem Leben abgeschlossen. Haben Sie sich schon
auf die Reise ins Jenseits vorberei-
tet? Haben Sie schon alle die
um Verzeihung gebeten, die Sie be-
leidigt haben? Tun Sie jetzt Ihr
letztes Gebet und flehen Sie alle um
Verzeihung. Meine Herren, nehmen
Sie die Mützen ab; wir müssen
unsere Häupter entblößen, wenn wir
vor dem Herrn der Schöpfung stehen.
Und jetzt sprechen Sie mir nach:
„Vater unser, der Du bist im
Himmel —“

Niemand wagte es, ihn zu unter-
brechen; alle hatten die Mützen abge-
nommen und flüsteren mit gefalteten
Händen das Gebet. Dem Major
schlug das Herz gemaltig — stand
er doch auf der Grenze zwischen
Leben und Tod; voll Verzweiflung
richtete er seinen Blick auf seinen
Gegner.

„Amen!“ sagte der Kapitän, und
die Anwesenden wiederholten dieses
Schlußwort leise — die Pflaume
hatte ihnen augenscheinlich das Herz
gerührt. Sie legten die Mützen wieder
auf, der Major war weiß wie eine
Kalkwand, zitterte wie Espenlaub und
vermochte sich kaum auf den Beinen zu halten.

Um die pinvollen Minuten abzukürzen, zielte der
Kapitän schnell, aber als er noch einmal auf den
Major blickte, senkte er die Pistole, gab sie seinem
Diener zurück und erklärte: „Mein Gegner ist wirklich
das Pulver nicht wert!“

Damit ging er ohne jedes weitere Wort seiner
Wege.

Am nächsten Tage saß er wieder in seinem
schwarzen Anzuge im Café, sein Pfeifchen rauchend
und Zeitungen lesend. Und Niemand belästigte den
„kleinen Schulmeister“.

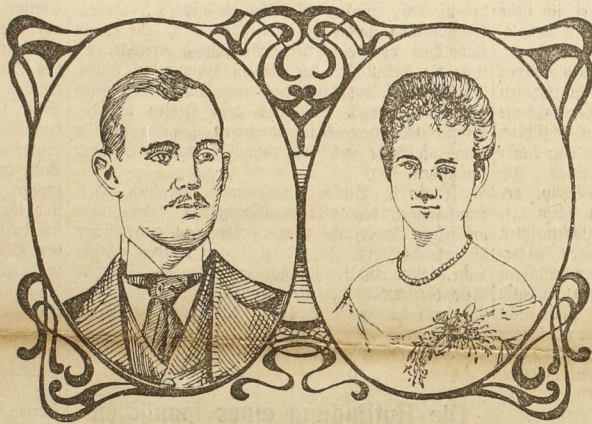
Der Major reichte schleunigst sein Abschieds-
gesuch ein.

Stimmung.

Die Lieder, die ich einst Dir sang.
Sie alle sind verklungen —
Nun ist das Herz so still. — so bang.
Ein Weh' hält's leis umschlungen:
„Es floh die Treue aus der Welt
Und mit ihr — Glaub' und Liebe!“
— Der Strahl der Sonne sinkt und fällt. —
Jetzt ist's so kalt — so trübe —

Berlin.

L. P.



Die Verlobung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin.

(Text Seite 22).

Der Diener schnellte die Pflaume in die Luft.
Der Kapitän zielte einen Augenblick, drückte ab, und
die Pflaume zerplatzte, mitten hindurch getroffen, in
Atome.

Bestürzt wichen die Anwesenden zurück; der Major
schien mehr tot als lebendig zu sein, nervös strich er
seinen Schmirrbart, seine Lippen bebten.

Der Kapitän lud, ohne auch nur ein Wort
über den Meisterhauß zu verlieren, seine Pistolen
von neuem und nahm den ihm angewiesenen Platz
wieder ein.

Der Major hatte sich bald wieder etwas erholt,
auch er stand kampfbereit.

„Schießen Sie, Herr Major“, rief ihm der Gegner zu.
Der Sekundant wollte Einspruch erheben, er
wollte kraft seines Amtes protestieren, aber der Kapitän
ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern rief mit
harter Stimme aus: „Also nochmals, schießen Sie,
mein Herr!“

Der Major hob die Pistole, zielte, feuerte und
— fehlte.

„Schießen Sie noch einmal, Herr Major“, rief
der Kapitän, Sie haben keine sichere Hand, zielen
Sie genauer! Wenn ich fallen sollte, wird es ein
Glück für alle anwesenden Herren sein, alle haben
mich gestern beleidigt, alle müssen sich vor den Lauf
meiner Pistole stellen, Einer nach dem anderen.“

Die Offiziere machten bekrügte Gesichter, jeder
legnete in Gedanken ab, den „kleinen Schulmeister“
gestern beleidigt zu haben.

Amerikanisches Redaktionsmädchen.

Sage mal, Dick, was bist Du eigentlich schon alles im Leben gewesen?" wurde der glückliche Inhaber dieses poetischen Namens eines Abends bei der Tafelrunde gleichgültiger Kneipbrüder gefragt.

Dem rötlichen Schmirrbart mit der linken Hand eine elegante Biegung gebend und mit der rechten eine tiefe Quert in die Luft haueud, erwiderte mit hohem Selbstbewußtsein der also Gefragte: „Frägt mich lieber, was ich nicht gewesen. Mit einem halben Universitätsstudium hatte ich gerade genug an dem gelehrten Notwisch; Fächten und Säusen konnte ich auch schon vorher famos. Da steckte ich mein väterliches Erbeil in die Hofentafche und mein mütterliches in die Westentafche, und hummelte durch unsere schöne Union. Als die Banknoten den Weg alles Fleisches und Brandys gegangen, nahm ich bald hier, bald dort eine meiner Neigung und Fähigkeit mehr oder minder entsprechende Beschäftigung, und war so nacheinander: Büffelsjäger, Prairiehirt, Arzt, Stiefelputzer, Advokatenschreiber, Kellner, Spieler, Holzfaller, Schulmeister, Walfischfabrer, Bahnhofspartier, Menageriewärter, Sklavenauffseher, und was weiß ich sonst noch alles.“

Die Freunde blickten verwundernd auf den vielseitigen Dick, den Besitzer der „Umbefamp-Arena“; doch dieser war anscheinend noch nicht zufrieden mit dem Resultat seiner ruhmvollen Laufbahn.

Langsam tauchte er das seine Röhrchen in das eiffige Getränk, und schlürfte die kalte Limonade; dann schüttelte er sich und fuhr fort: „Ja, und so interessant jede einzelne Branche an und für sich war, — wirklich famoson Spaß hat mir nur einmal eine Arbeit gemacht, nämlich, als ich drei Tage lang Redakteur war.“

„Redakteur war er auch, der famose Kerl! Hollab, Dick, das mußt Du uns erzählen, — davon hast Du noch nie eine Silbe fallen lassen!“ rief der Freundeschor.

„Meine Bescheidenheit, wißt ihr, Jungens, framt nicht gleich jeden Quark aus. Aber wenn mans wünscht, da laßt Dich Randy sich erbitten. Also Frank, alter Knabe, reich mir mal meinen Punsch! Hab mit dem Zeug da meinen Magen an den Nordpol versetzt. Ha! Nun bin ich wieder aufgetaut; so, — nun noch einen Schluck, daß ich mich wieder über den Gefrierpunkt halte!“

„Drei Tage lang, sagtest Du nicht so?“ unterbricht der behäbige Frank die Suada des vielseitigen Abenteurers.

„Und daran hatte ich gerade genug, — kann ich Dir sagen!“ fuhr jener fort, und leerte Franks Glas bis auf den Grund. „Aber tut mir den einzigen Gefallen und unterbrecht mich nicht immer, wie jener Abgeordnete sagte, als wir ihn von der Rednerbühne herunterfeuerten. . . Frank, wenn Du Dir übrigens, ehe ich beginne, ein anderes Glas Punsch bestellen willst, so geniere Dich nicht.“

Frank bestellte lachend ein anderes Glas, und der lebenswürdige Dick fuhr fort:

„Also da unten in Kalifornien, wo die Menschen mit'n Bowiemesser auf die Welt kommen, liegt, wie Ihr wißt, die famose Stadt San Francisco. Kam etwas auf Umwegen über China dahin — aber das tut nichts zur Sache. Genug, ich war da. Gold graben mocht ich nicht — hatts schon einmal versucht. Dachte also nach, was zu tun, als mich ein Gentleman anredet: „Hab heut abend gehört, daß Ihr verdammt gelehrt seid; was meint Ihr, habt Ihr Courage, so wollen wir zusammen eine Zeitung rausgeben — eine Goldgräberzeitung. Ist da unten ein guter Platz, eine neue Stadt, zwöfz Meilen von hier; sind da zwanzigtausend Menschen im Lager, und hat noch keiner für ein Journal gesorgt — wird reichend Absatz finden! Ihr geht nach Garville oder Taville, wie das Dingsda heißt, und schreibt das Blatt; ich bleibe hier, um den Druck zu besorgen, und schick Euch alle Tage die fertigen Blätter zum Verkauf. Was sagt Ihr dazu?“

Das war n Vorschlag, so gut wie n anderer. Hab ich nicht gemußt, daß der Kerl schon mal den Versuch gemacht hat und selbst daeweßen ist —

geh also nach Barville oder Garville — hab richtig vergessen, wie das Dingsda heißt! Ich schreib denn auch so 'ne Geschichte zusammen, die als sie gedruckt war, einer Zeitung ähnlich sah — sah wirklich ganz hübsch aus, das Journal, und unten stand in fetten Lettern: Verantwortlicher Redakteur: Richard Randy.

Stellte ich ein Dutzend Jungens an allen Ecken auf, und richtig: die 15000 Blatt gingen ab wie Vier frisch vom Faß. Auch der zweite Tag, und ebenso der dritte zeigte sich dem journalistischen Unternehmen günstig; nicht ein Fegen von den Blättern blieb mir übrig.

Hatten sich da zwei Goldgräber, zwei infame Blutbunde, die Köpfe müde gebauen über ein freitages Terrain zum Goldgraben, und ich besprach mit vielleicht weniger Hochachtung, als diese Gentlemen erwarteten, den Fall in meiner Zeitung, die am dritten Tage verkauft wurde. Setze ich an demselben Abend in meinem Bretterbureau und kalkuliere, daß es doch wahrhaftig keine Kleinigkeit ist, alle Tage eine Zeitung zu schreiben — wenn das meiste auch Reiseabenteurer waren, von mir selbst erlebt. Setze also, wie gesagt, und arbeite an Nr. 4, als meine Thür aufgerissen wird und ein Kerl eintritt, ein langzahniger Schuft mit Aueraugen und einem blutrotem Stiernacken — eine menschliche Bulldogge, sag ich Euch. Der blatternarbige Schuft hat ein Bowiemesser blank im Stiefel und in der Hand einen Revolver, an dem er die Hähne knacken lieh.

„Seid Ihr der verantwortliche Redakteur?“ fragt mich das Monstrum und ricket die Mündung seines Schießzeuges auf mich. Unter diesen Umständen hielt ich es für praktisch, bescheiden zu verneinen und mich für einen unverantwortlichen Mitarbeiter auszugeben.

„Wo ist er denn?“ fragte die Bulldogge und senkt die Knallbüchse.

„Wird er bald kommen, mein Herr,“ sag' ich mit höflicher Verbeugung, „vielleicht kann ich Ihnen dienen?“

„Persönliche Angelegenheiten, junger Mann,“ grinnt zähnefletschend der Blatternarbige, „hat uns der Verantwortliche heute in seinem Schmierblatt beschimpft, hat mein Freund, mit dem ich keine Differenz gehabt, geschworen, den Federkerl heut noch niederzuschießen, ihm ihm zuvoorgekommen, um den Ruhm selbst zu ernten.“

Ich nichte und flüsterte vertraulich: „Wenn er über Vord ist, der Verantwortliche, seid so gut Herr, und protegiert mich, möchte dann mit Eurer Erlaubnis selbst ein Blatt gründen, welches sich wahrlich andere Aufgaben stellen wird, als den kleinen freundschaftlichen Streit zweier Gentlemen in gehässiger Weise auszubenten.“

Der Stiernackendrücke mir die Hand, daß die Selente aus den Fugen gingen.

„Seid ein Kapitalerl, mein Wort, ich protegiere Euch. Aber wo bleibt der Verantwortliche?“

In diesem Augenblick sah ich durch ein Seitenfenster den avisierten andern Mordkerl im Sturmschritt auf meine Parade losmarschieren. Rasch ging ich zur Thüre und mit verbindlichem Nicken flüsterte ich meinem künftigen Protektor zu:

„Ich hol ihn Euch her. Schließt die Thür hinter mir, und wenn jemand dreimal klopf. So feuert nur los, das ist er.“

Damit ging ich hinaus.

Glücklicherweise hinterließ ich in der Bude weiter nichts als Papier und Tinte, einen Stuhl, einen Tisch und eine leere Brantweinflasche. Das Geld für die dreimal erschienene Zeitung hatte ich in der Tasche. Waren netto, in Banknoten umgewechselt, an fünfhundert Dollars, denn obgleich Mr. Gray, mein Partner, schon am zweiten Tage wegen Ablieferung des Geldes schrieb, hatte ich mich nicht beeilt, was, wie die Zukunft lehrte, weise gehandelt war. Zehn Schritt von meinem Bureau kommt das zweite Exemplar Kaufbold auf mich zu und packt mich am Kragen.

„Seid Ihr Richard Randy?“

„Nein, Herr, der verantwortliche Redakteur ist dort drin im Bureau.“

Er eilt weiter und ich rufe ihn gebäpft nach:

„Dreimal anklopfen, sonst wird nicht aufgemacht.“ „Spornstreichs eile ich um die nächste Fiegung, höre noch hinter mir Schüsse knallen, Schreien und Ausrubr, als ich auch schon meinen Gaul zwischen die Beine nehme und nach der nächsten Stator jage und „abends spät um Mitternacht“ in San Francisco ankomme. Erfahre hier, daß der Gray, mein Partner selbst schon aus dem vermaledeiten Nest, Harville oder Smarville, davon gejagt wurde, und meine Unschuld und ehrliches Vertrauen insam mit schönem Gelderwerb ausnutzte. Machte mich das verdammt giftig, doch hatte er die Rechnung ohne Dick Randy gemacht.

Am andern Morgen reiste ich, ohne dem falschen Kerl einen Abschiedsbefuch zu machen, ab — und ich habe seither das journalistische Fach nicht wieder bearbeitet.“

So schließt Dick und leert noch einmal Franks halbvolles Glas, der vor Bewunderung zu trinken vergaß.

„Was ist denn aus den beiden Goldgräbern geworden?“ fragte der sentimentale Jim, ein Jüngling mit sanfter Stimme und feinen Locken. „Ich hoffe, sie haben sich nicht wehe getan, Dick.“

„Gewiß nicht,“ erwiderte Dick, und legt die braune Hand auf Jims blonden, rehedabufenden Scheitel. „Als die Thür aufging, feuerten beide gleichzeitig und waren auf der Stelle tot. So las ich später in der Tennestee-Zeitung. Und weißt Du, Jim, das tat nicht weh.“

Häusliche Sorge, häusliches Glück.

Kein Uebel ist so groß, daß nicht die Furcht vor demselben ein größeres Uebel wäre, als das Unglück selbst, welches man vor sich zu sehen meint. Jedermann weiß es aus eigenen Erfahrungen. Aber es gehört schon viel Geistesstärke dazu, sich dieser Erfahrung und ihrer Lehr immer bewußt zu bleiben und sie zu benutzen. Die meisten Menschen sind so schwach, so kleinmütig, so schnell bei jeder Gefahr verzagt, so wenig bedacht auf alles, was ihnen schon ihre Vergangenheit sagte, so wenig mit nütziger Zuversicht auf die himmlische Vorsehung hinblickend, daß sie bei jeder neuen Drohung der Schicksale in neue Furcht geraten.

Die Sorge ist der Leiden größtes; nicht weil alles Sorgen an sich selbst schon ein Uebel wäre, sondern weil der kleinmütige Sterbliche es zum Uebel mach. Denn jeder Gedanke an die Zukunft und das Bestreben, künftigen Uebeln vorzubeugen, ist Pflicht; aber mit Angst und Zittern das Kommende erwarten, ist gegen die Pflicht des Christen, der an einen Gott glaubt und Jesu tröstendes Wort im Herzen trägt. Jeder Mensch, er sei noch so glücklich, hat seine eigenen Sorgen, keiner ist davon befreit; denn jeder richtet forschend seinen Blick auf die bevorstehenden Zeiten, aber was sie ihm bringen, kennt er nicht. Der Beglückteste weiß nicht, ob er es noch den folgenden Tag ist.

Man ist gewöhnlich der Meinung, daß häusliche Sorgen die schwersten sind. Da hat man nicht bloß für sich selbst zu denken, sondern auch für Gattin, Kinder, Diensthoten, Arbeiter, Verwandte. Man muß für ihren Unterhalt, für ihr Auskommen, für ihre Ehre, für ihre Gesundheit sorgen. Wäre ich frei, spricht mancher, wenn er eine düstere Zukunft sieht, das alles würde mir wenig Kummer machen. Ich wüßte schon, wie ich mich retten könnte, aber das Schickal der Weinigen liegt mir am Herzen. Es ist wahr, daß das häusliche Leben die Zahl der Sorgen vermehrt, aber nicht das Gewicht der Sorgen. Häusliche Sorge bringt auch häusliches Glück. Freilich nicht jedem, sondern nur dem, der im hohen Sinne Jesu das Leben betrachtet und daher überzeugt ist, daß alle Dinge denen zum besten dienen, die Gott lieben. — Wer Gott wahrhaft liebt, bezeugt es durch gewissenhafte, strenge Vollziehung aller Pflichten. Wer seine Pflicht redlich erfüllt hat, der hat nichts zu befürchten, es komme auch über ihn, was wolle. Und nähme ihm Gott auch das Liebste, er weiß,

daß es zu seinem und der Seinigen Besten dient. Ohne Gott ist keine Welt und ohne inniges Glauben an Gott keine Seligkeit in der Welt. Christliche Religiosität oder Frömmigkeit ist die höchste irdische Weisheit, die den Schlüssel zu allen Rätseln des Lebens hat, die uns eine gewisse Ueberzeugung gibt, daß kein wahres Uebel zu finden sei unter dem Himmel als die Sünde, die Nichtverleugung, die allzugroße Einmüdigung unserer Neigungen in dem, was zeitlich und veränderlich ist. Das eheliche und häusliche Leben macht den Menschen aber zur Frömmigkeit geneigter, als das einsame Dasein. Je mannigfaltigere Sorgen, je öftere Hindernisse auf Gott. Wer nur für sich allein sorgt, gewöhnt sich leicht, zu sehr auf eigene Kraft zu vertrauen. Je mehr wir durch Bande der Liebe an die Menschheit gekettet sind, je milder werden wir in ihrer Beurteilung und Behandlung, je mehr sind wir für zärtliche Gefühle offen. Die Liebe führt uns an weicher Hand zur Tugend. Der Blick auf Gatten und Kinder hat schon von Untaten zurückgehalten, die der Unabhängige mit frechem Mute verübt hätte. Die Liebe lenkt die Hoffnung und Sehnüchtheit des Sterblichen an häufigsten mit sanfter Gewalt zum Himmel, zur Ewigkeit. Wer an Gott und Ewigkeit glaubt und vor beiden mit Jesu großem Sinne wandelt, kann der wahrhaft un-

glücklich sein? Kann er jemals unglücklich werden? Was hat er mit Furcht und Zittern zu sorgen, er, dem gewiß alles, was geschieht, zum besten dienen muß?

Häusliche Sorge bringt häusliches Glück. Wer möchte auch ganz ohne Sorge sein wollen? Sie ist die wirkliche Wurze des Lebens. Wer keine Sorge hat, ist auch ohne Wünsche. So lange wir atmen auf Erden, wünschen wir. Es ist auch gut, daß wir wünschen, damit wir nicht still stehen in tothafter Untätigkeit, sondern immer vorwärts schreiten zum Besseren. Das Bessere findet der Mensch durch Klugheit in äußerlichen Verhältnissen; das Beste aber, nämlich Seelenfreudigkeit, durch Tugend in sich selber.

Sorge vergrößert das häusliche Glück. Sorglosigkeit um die Zukunft zerstört das Hauswesen. Wer nur an die gegenwärtigen Umstände denkt, nicht an die möglichen Folgen seiner Handlung, wer über den Besitz einer einzigen Sache alles übrige vergißt, der rennt mit strafbarem Leichtsinne in den Abgrund seines Verderbens. — Was ist es denn, das dem Menschen die meiste Freude bereitet, wenn es nicht das Gelingen seiner Mühe ist, sich ein besseres Los zu verschaffen oder Uebeln abzuwehren, die im Anzuge sind? Ein Glück, ein Vorteil, so uns ohne unser Zutun erwächst, macht nicht den zehnten Teil des

Bergnügens von dem was die Frucht unseres Nachdenkens und Fleißes war. Denn in dieser erkennen wir unsere eigene Kraft, und die Wahrnehmung derselben erfüllt uns mit Achtung gegen uns selbst. Wir lieben, was wir durch Sorge und Arbeit erworben haben; denn es ist erst durch uns da, es würde ohne uns nicht gewesen sein, es ist gleichsam aus uns hervorgegangen, es ist eins mit uns.

Je mannigfaltiger daher häusliche Sorge ist, je häufiger wir bald diese, bald jene kleine Gefahr von uns oder dem Haupte der Unserigen abzuwenden haben, je verschiedener die kleinen Hindernisse sind, welche wir zur Zufriedenheit unserer Familie bald hier bald da aus dem Wege räumen müssen, je öfter uns unsere Fürsorge, unsere Unternehmung, unser Rat gelingt, um so mannigfaltiger, um so häufiger ist das Glück, welches wir genießen. Wir leben doppelt selig im Anblikken unserer Werke; denn es sind unsere Werke, sind redende Zeugen unserer Sorgfalt, unserer Einsicht, unserer Kraft. Hundert Kleinigkeiten, welche das Auge der Fremden gar nicht bemerkt, werden auf diese Weise Quellen unserer Freude. Wir fühlen es tief, daß häusliche Sorge das wahre häusliche Glück bringt.

Wenn Jesus lehrte: „Sorget nicht für den anderen Morgen,“ wollte er uns damit nicht zur Untätigkeit

Vermischtes.

Die Verlobung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. In Gumbden hat sich der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin mit der Tochter, Prinzessin Alexandra, des Cumberlandischen Herzogspaars, welche letzteres seine silberne Hochzeit feierte, verlobt. Wir geben unseren Lesern aus diesem Anlaß auf Seite 20 die Porträts des neuen Brautpaares. Großherzog Friedrich Franz IV. steht gegenwärtig im 21. Lebensjahre, gelangte 1897 noch minderjährig auf den Thron, und trat, nachdem Herzog Johann Albrecht so lange die Regentschaft geführt hatte, am 9. April 1901 selbst die Regierung an. Prinzessin Alexandra von Cumberland ist am 29. September 1882 geboren, also mit dem Großherzog fast gleichaltrig. Sie ist das dritte Kind des Cumberlandischen Eyaars und führt den Titel einer Herzogin zu Braunschweig-Lüneburg.

Die Edelsteine der Millionendame. Mrs. Goelet, die Millionendame und Braut des Herzogs von Norburg, empfing während der letzten Wochen Hochzeitsgeschenke von seltensamen Werten. Wenige der gekrönten Frauen der Welt mögen im Besitz solcher Reichthümer sein, wie sie jetzt der zukünftigen Herzogin gehören. Ihre Mutter, Mrs. Goelet, hat sie mit Edelsteinen geradezu übersätet, und zwar mit solchen, die an Schönheit und Glanz unübertroffen sind. Ein Korb voll blinkender Juwelen, zu Kopfschmuck, Halsketten, großen Armbändern verarbeitet, ist eins von Mrs. Goelet's Geschenken. Einen Schlag von Diamanten haben andere Verwandte geschenkt. Mrs. Cornelli's Vandaerbild hatte einen wunderbaren Kopfschmuck und ein wichtiges Halsband geschenkt. Die ganze „fashionable“ Welt von Newyork hat zu dem Brautpaar beigetragen. Mr. und Mrs. Clarence Mackay haben unerschöpfbare Schmuckstücke aus Paris bestellt, wo die meisten derer die gefast worden sind. Manche sind in genauer Nachahmung der alten Kronjuwelen von Frankreich hergestellt worden. Mrs. Goelet's Verlobungsring erregt allgemeinen Aufsehen; er ist aus Saphiren und Diamanten gemacht und soll dem herrlichen Ring gleichkommen, den König Eduard der Königin Alexandra bei der Verlobung geschenkt hat. Die jetzige Herzogin von Norburg hat ihrer zukünftigen Schwägerdchter viele von den Familienjuwelen geschenkt, darunter einige sehr schöne Smaragde.

Die größte und die kleinste Flasche der Welt. Eine Niesenflasche kann man im Schaufenster einer Glasfabrik in New-York sehen. Es ist die größte geblasene Glasflasche in der Welt, sie faßt 65 Gallonen (1 Gallone = 4,54 Liter) Flüssigkeit und ähnelt in der Form einer Saugflasche, da sie in der Mitte ausgebaut ist und einen engen Hals hat. Diese Niesenflasche ist fast 5 Fuß hoch und hat an ihrem breitesten Teil einen Umfang von

etwa 4 Fuß. Der Mann, der die Flasche blies, ist eben so groß wie diese. Wenn er sich durch den Hals hindurchdrücken könnte, würde er im Innern der Flasche bequem schlafen können. Am Fuße der Niesenflasche sieht man auf eine Karte gezeichnet die kleinste Flasche der Welt, die gerade vier Tropfen hält und mit einer Spritze gefüllt wird, wie man sie zu Einspritzungen unter die Haut gebraucht. Die Flasche ist so klein, daß sie gegen einen tienschwarzen Hintergrund befestigt ist, damit die Leute, die das Schaufenster besichtigen, sie auch bemerken können. Die Anfertigung dieser kleinen Flasche erforderte mehr Zeit, als zur Herstellung der Niesenflasche nötig war.

Ein neues brasilianisches Luftschiff. Ein Rivale ist Santos-Dumont jetzt auch in seinem Vaterlande entstanden. Wie aus Rio de Janeiro berichtet wird, wird dort ein neuer steuerbarer Ballon gebaut, der eine Erfindung eines früheren Journalisten in Rio de Janeiro, des Senor Jose de Patrocinio, ist. Das Luftschiff wird in einem großen Gebäude wenige Meilen außerhalb der Stadt gebaut. Bis jetzt ist nur das Rahmenwerk des Luftschiffes fertig; es ist zusammengesetzt und hängt vom Dache herab, aber die Motoren, Propeller und Räder sind schon fertig. Der Ballon hat, von der Seite gesehen, die gewöhnliche Zigarrenform, aber sein Querschnitt ist erstlichlich neu und zeigt eine große breite schirmähnliche Struktur, unter der eine Art Zylinder sich befindet. Die größte Weite beträgt 74 Fuß; der innere Zylinder hat 29 Fuß im Durchmesser. Die Länge des ganzen Ballons ist 146 Fuß; das Gerippe des Schiffes ist aus Aluminiumröhren gemacht, von ungefähr 1 1/2 Zoll Durchmesser. Die Sehekrast wird vom Erfinder auf 3000 Pfund geschätzt. Die Propeller werden aus Aluminiumdrauben von ungefähr sechs Fuß Durchmesser und zwei horizontale Schaufelräder von derselben Größe sein. Das Steuerruder ist ein riesiges Segeltuch auf einem Gerüst; das Segeltuch ist mit dem brasilianischen Wappen geschmückt. Ein kleines Zimmchen des Luftschiffes, das durch eine Feder in Bewegung gesetzt wird, hing von einer Seite von oben an einem langen Seil herab und schien gut zu funktionieren, als es in Bewegung gesetzt wurde. Es wird gleichwohl noch einige Monate dauern, bis Senor Patrocinio eine Versuchsfahrt machen kann; er will seines Erfolges ganz sicher sein.

Ein jugendlicher Kritiker. „Sieh mal, Moriche, das ist das neue Weibchen, was uns gebracht hat heut nacht der Storch!“ — „Du, Vater, der hat ja gar keine Haar!“ — „Ach, die wachsen ihm schon noch, bis er größer wird!“ — „Du, Vater, der hat ja auch keine Zähne!“ — „Ach, die kriegt er schon, bis er je braudt zum beißen!“ — „Du, Vater — der hat ja auch 5 ganze Sticht voller Dumgela!“ — „Ach, er ist halt noch ein bißl mager; das sind kleine Kinder oft!“ — „Du, Vater — — I glaub, mit dem feim mer angschmirt worn — dees is an alter!“



Unser Arzt sagt: **Pectal** — Hustentod!
Pectal-Tabletten beseitigen heilbaren Husten, Heiserkeit, Verschleimung in wenig Stunden! In Tausenden Familien stets zur Hand. Dankschreiben aus aller Welt umsonst franko. Goldene Medaillen: Berlin, London, Paris. Patentamtlich geschützt. (Welt: Genoa, Triest, Terzin, Brat, Resubolom, je 1 gr Benzoläure, 0,5 Benzolnaphthalin, 48,5 Feinbiothol, 0,006 Fein Biotholien)
Apotheke zum Eisernen Mann, Strassburg i. E. S.

Sächs. Musikinstrumenten-Manufaktur
Schuster & Co
Markneukirchen No. 302.
Fabrikation u. direkter Versand.
Illustrirte Hauptcataloge postfrei.

Buchführung Lehr. brieflich. Postamt frei.
O. HAERTEL, Grlitz

Das alt bewährte
MAGGI
verbessert
SUPPEN, SAUCEN und GEMÜSE

Edmund Paulus
Markneukirchen Nr. 305
Beste direkte Bezugsquelle von
Musikinstrumenten aller Art.
Kataloge kostenfrei!

Bilz Naturheilanstalt
Dresden-Radeburg,
3 Aerzte, Prosp. fr.

Bilz Naturheilbuch
d. alle Verh. d. g.
Bilz Verlag, Leipzig

Pflege die Zähne mit
Tilit
erkennt das feinste, antiseptische Mundwasser der Gegenwart.

+ Magerkeit. +
Schöne volle Körperformen wird unter orientalisches Kostplan, in sechs bis acht Wochen (von bis 30 Pfund Zunahme garantiert. Nach ärztlicher Befragung. Streng reell, kein Schwindel. — Preis 2 Mark für 12 Bogen. Preis 3 Mark für 24. — Vollständige und genaue Beschreibung der Magen- und Darmkrankheiten.
Hygien. Institut
D. Franz Steiner & Co.,
Berlin 28, Königsgraben-Strasse 78.

Königreich Sachsen
Technikum Hainichen
Höh. Lehranstalt f. Masch. u. Elektroingenieur. Techn. Werkn. Prog. fr.
Direktor: E. Boltz.

Gustav Kreinberg, Markneukirchen
Musikinstrumente und Saiten aller Art.
Direktor Versand unter Garantie. Katalog gratis u. fr.

Soeben erschienen:
Ausführungsbestimmungen
betr. Schlachtvieh- und Fleischbeschau, einschliesslich der Trichinenschau, bei Schlachtungen im Inlande.
Sonderabdruck aus Nr. 4 des „Ministerial-Blatt für die gesamte innere Verwaltung in den Königlich Preussischen Staaten“. Herausgegeben im Bureau des Ministeriums des Innern.
Preis 1 Mark.
Max Pasch, Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 68.

Die Kinder gedeihen vorzüglich dabei & leiden nicht an Verdauungsstörung.
Kufeke's Kindermehl
Hervorragend bewährt bei Brechdurchfall, Darmkatarrh, Diarrhoe etc.
Von tausenden von Ärzten des In- und Auslandes empfohlen.

Garantie für Güte. Preisliste frei.
Wilhelm Horwig in Markneukirchen i. S.
Welches Instrument gekauft werden soll, bitte anzugeben.

Anzeigen finden in diesem Blatte weiteste Verbreitung!

verdammen oder den Leichtsinns empfehlen. Er selbst bewies davon in seinem ganzen Lebenslauf das Gegenteil. Er sorgte für das Glück des menschlichen Geschlechts. Er eiferte gegen Leichtsinns, Wohlleben und Müßiggang. Er empfahl, wie jeder seiner Jünger, wie Paulus, die Tugenden der Arbeitsamkeit und lehrte bei jeder schicklichen Gelegenheit das: Bete und arbeite! jenes Gottesgesetz: Im Schweisse deines Angesichts sollst Du Dein Brot essen. Aber er warnte vor der ängstlichen Sorge, welche einen Mangel des Vertrauens an Gott verrät; vor jener beständigen Unruhe des Gemüths um irdische Angelegenheiten, welche die edelsten Kräfte des Geistes und der Gesundheit verzehrt und untüchtig macht, sich über die Sinnlichkeit zu erheben.

Fürsorge ist gut, sie fählt useren Mut; aber bange Besorgnis ist schädlich, sie schwächt unseren Mut und nimmt uns die Kraft, möglichen Unfällen auf die zweckmäßige Weise vorzubeugen, oder wenn wir sie nicht verhindern können, doch ihre nachteiligen Folgen zu verkleinern. Daher, wer den Mut nicht verliert, hat den Sieg schon halb gewonnen. Auf alles gefaßt sein, heißt schon den meisten Gefahren entronnen sein.

Überwinde Dich selbst und Du hast die Welt überwunden. Sei mäßig in Deinen Wünschen und

Deine Besorgnisse werden sich von selbst mäßigen. Liebe nichts mit alsu unbegrenzter Liebe als Deine Tugend; und der Verlust dessen, was irdisch ist und folglich doch einmal, sei es früh oder spät, verloren sein muß, wird Dich weniger erschrecken. Was würde Dir wohl auf Erden am bittersten sein, wenn Du es einbüßen solltest? Sind es Deine Kinder? Ist es Dein Gemahl? Ist es Dein Freund, Dein Vermögen oder Dein Stand oder Ansehen oder Dein Vaterland? Worüber würdest Du am allerunterschiedlichsten sein? — Gut, denke, daß es Dir nach Gottes Rat schluß genommen werden könne; mache Dich sogar vertraut mit diesem Gedanken. Denn wahrscheinlich bist Du bestimmt, das einzubüßen, woran Dein Herz am allerfestesten hängt, weil es Dich eben durch diese Leidenschaftlichkeit hindert, inniger an Gott und Ewigkeit zu hängen. Es ist der Gottheit Wille, Deinen Geist von dem, was vergänglich ist, emporzuziehen nach dem Unvergänglichen. Bereite Dich also auf das Schwerste vor, um, wenn der prüfende Augenblick kommt, nicht alle Glückseligkeit mit einem Schlage zu verlieren. Liebst Du Gott, so bist Du überzeugt, daß alle Dinge zu Deinem Besten dienen müssen. (Schluß folgt.)

Die Kindlein wissen's . . .

(Hierzu Abbildung Citelette).

Wie's auslieht im ewigen Freudenhain,
Im Himmel, dem hohen, da oben,
Das wissen die Kindlein, die Kleinen allein,
Sie kommen ja grade von droben.

Doch sie können's nicht sagen, mündig und klein,
Sie müssen's verichwelgen in diesen:
Und wachien heran sie und plaudern sie fein.
Dann haben sie's leider vergessen.

Robert Samerling.

Spruch

Was Unglück und Sorgen Dir bringen,
Es ist nicht vergebens;
Immer aus dunklem Grunde springen
Die Quellen des Lebens!

Fr. Bodenstedt.

Heiteres.

Der Hofmann. Serenissimus: Was bedeuten denn die Sterne im Wädelchen? — Höflich: „Das sind die Lebenswichtigkeiten, welche die Beachtung Eurer Hoheit gefunden haben!“

Vorsatz zur Güte. Student: „Nacht, wollen wir in Kompanie-Gesellschaft machen?“ — „Das müßte was Schönes werden!“ — Student: „Na, kriegen Sie nicht für jeden entdeckten Brand zwei Mark Gratifikation?“ — „Stimmt!“ — Student: „Dann melden Sie also meinen Brand und wir reiten uns ins Geld!“

Verschnappt. Passagier (in der Bahnhofswirtschaft): „Hält der Zug so lange, daß man ein Mittagessen einnehmen kann?“ — Kellner: „O ja, da können sich sogar nachher noch ins Bescherdebuch eintragen.“

Im Zeitalter des Sports. „Ich treibe keinerlei Sport, weder Radeln, Rudern, Schwimmen, Bergsteigen, Amüsierkatejannamen usw.“ — „Na, erlauben Sie mir — ist das etwa kein Sport?“

Alzu ängstlich. „Sagen Sie, Frau Feininger, hat Ihr Schamerl icho die Mafren ghabt?“ — „I bitt Sie, Frau Nachbarin, reden Sie vor dem Kind nicht so laut — er will alles haben, wovon er hört!“

Lehte Hofnung. Kommerzienrat: „Womit wollen Sie eigentlich meine Tochter ernähren?“ — Freier: „Ich habe einen sehr reichen Onkel in England, der hat zwar sechs Kinder — aber die fahren alle Automobil.“

Der kleine Moderne. „Gelt, Mama, wenn Jakob in unseren Tagen gelebt hätte, hätte er an Stelle der Himmelsleiter einen Himmelslift gesehen?“

Is das e leben? Ein sibiicher Betragsvermittler preißt einem Klienten eine Kalle an. „Se dürfen je nemme, je stammt aus ner sehr feinen Familie. Der Vater is nich mehr am Leben, die Mutter is e prächtige, angesehene Frau.“ Die Partie kommt zustande. — Wenige Tage nach der Hochzeit kommt der frischgebackene Ghemann wuttschnaubend zum Vermittler: „Se habn doch gesagt, der Vater is nich mehr am Leben?“ — „Nu ja!“ — „Er sitzt doch aber im Zuchthaus?“ — „Ich bitt Sie: is das e Leben?“

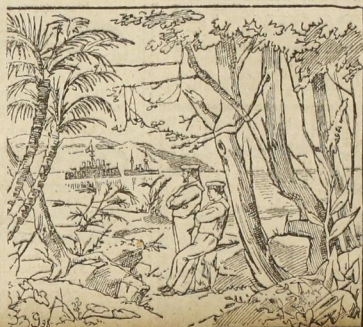
Wörtlich genommen. „Schaut ja aus, Sepp, als ob Du direkt aus dem Ghauffegraben kämst!“ — „Ach, ich hab nich nur in bißchen mit meinem Schwiegerwate überworfen.“

Die reiche Grbin. „Darf ich Ihnen, verehrtes Fräulein, meine Idee erklären?“ — „Ach, Ihre Liebe kann ich mir sehr wohl erklären!“

Enfant terrible. Besucher: „Also Papas Uhr hast Du schon einmal zum Heiligen fortgebracht; dahin könntest Du auch die meinte einmal bringen.“ — Der kleine Willy: „Gewiß, es ist ganz in der Näbel (Nach einer Viertelstunde kommt Willy triumphierend zurück): Onkel, drei Mark habe ich darauf gefreigt!“

Abgeblüht. „Sie sollten sich wirklich endlich einmal entschließen, Fräulein Clara, zu heiraten!“ — „Nach Ihnen, Herr Doktor!“

Vexierbild



„So ist der Boosmaat!“

Aus Haus und Hof.

Leber-Kartoffeln. 6 Personen. 1 1/2 Stunden. Eine Kalbsleber wird mit Salz und Suppengrün 1/2 Stunde gekocht, dann herausgenommen, von Haut und Sehnen befreit und feingehackt. In einer Kasserolle läßt man Butter zergehen, gibt die Lebermasse nebst einer feingehackten Zwiebel, etwas Fleischbrühe, Salz und Pfeffer dazu und läßt sie gut durchbrühen. Unterdessen hat man einen Suppenteller voll Kartoffeln in der Schale gekocht, abgeseigt und gerieben, vermischt sie nebst 4 zerquirten Eiern und 10–12 Tropfen Maggisi Würze mit der Leberfarce, füllt die Masse in eine mit Butter ausgefritschene und mit geriebener Semmel ausgestreute Form und läßt im Ofen 30–35 Minuten backen. v. Wg.

Mittel gegen verfatene Speisen. Ueber den Topf mit der verfatenen Speise wird eine reine Serviette gespannt und darauf eine Hand voll Mehl gestreut. In wenigen Minuten wird das Zuviel des Salzes ausgezogen sein.

Stumpfe Messer kann man selbst wieder scharf machen, wenn man die Schneide eine halbe Stunde in einer Lösung von 50 Gramm Salzsäure in 1 Quart Wasser liegen läßt, dann leicht abtrocknet und nach einem halben Tag an einem Sleite abbleht. Die Säure äßt die Dorsfläche der Klinge, worauf nur ein Schlitten notwendig ist, da jene Wegung den Schleifstein ersetzt.

Das Ausreifen der Tomaten beschleunigt man auf folgende Weise: Sobald die Früchte ihre normale Größe erreicht haben, werden die ganzen Pflanzen aus dem Boden gerissen und horizontal auf eine trockene Strohschicht gelegt. Ohne irgendeinen Schutz oder weitere Vorrichtung erlangen die Früchte ihre gänzliche Reife und den ihnen eigentümlichen feinen Geschmack.

Eieraufbewahrung. Wenn man frische Eier in eine Wasserlösungsung 1:6 (also eine Lösung von 1 Teil Wasser in 6 Teilen Wasser) legt, so lassen sich dieselben ein Jahr lang und noch länger gut erhalten, so daß sie sich von frischen nichtkonservierten Eiern nicht unterscheiden lassen.

U. Genfer und Glashütter Uhrenfabriklager
C. Jäger • Konstanz 24.
Uhren-Versandhaus
14 Tage zur Probe
versende ich gegen Nachnahme meine Silber-Remontoir, Reichsstempel 600/1000, mit feinem Goldrand zu 9 Mk.
Nickel-Remontoir (Ankerwerke) zu 4 Mk.
Weckeruhren zu 2 Mk.
Nur Prima-Werke mit 2jähriger schriftl. Garantie.
Kataloge mit über 700 Abbild. franko und gratis.

in Aatolypie und Strichätzung
Wilhelm Greve
Graph. Konstanstalt
Schnellste Lieferung
Billigste Preise
Berlin, S.W.
Rittersstrasse 50.

Kein Gutsbesitzer!
Kein Geschäfts-Inhaber!
Kein Buchhalter!
Kein Rechnungsführer!
Kein Commis!
Kein Lehrling!

Es veresume überhaupt Niemand, der Bücher führen oder solche führen lassen muss, sich den praktischen Leitfaden von G. v. Marby (Taschenformat)

„Der perfekte Buchhalter in einfacher und doppelter Buchführung“

gegen vorherige Einsendung von M. — 85 kommen zu lassen. Mein Leitfaden macht die Grundsätze beim Buchen, Uebertragen und Abschliessen der Bücher durch beigefügte bildliche Darstellungen leicht faßlich und sofort Jedermann verständlich; falsche Buchungen daher ferner unmöglich!

Spart Zeit und viel Geld!
Sichert bessere Existenz, höheres Gehalt
zu beziehen durch den Verlag
MAX PASCH, BERLIN SW., Ritterstrasse 60.

Anzeigen finden in diesem Blatte weiteste Verbreitung!

